AUFBAU OST

Der lange Marsch

In Brandenburg will ein chinesischer Geschäftsmann das erste Chinatown Deutschlands bauen – und lernt nun schmerzlich die Bedeutung von Wörtern wie „Lärmverträglichkeitsgutachten“ und „Bebauungsplanvorentwurf“. *Von Markus Feldenkirchen*

Über die Reste eines alten Flugplatzes in Brandenburg spazieren ein Deutscher und zwei Chinesen und diskutieren darüber, wie hoch die Pagoden denn nun werden, die hier einmal stehen sollen, 7-geschossig oder 13-geschossig.

Er sei für 13, sagt der Chinese. Je höher, desto besser.

7 Stockwerke seien das Maximum, sagt der Deutsche, man müsse an die Behörden denken. „Das kriegen wir baurechtlich nicht durch.“

„Bei uns in China darf man so hoch bauen, wie man will“, sagt der Chinese, seine Frau nickt.

Man einigt sich schließlich darauf, die Pagodenfrage zu einem späteren Zeitpunkt zu klären. Es ist ein heiterer Tag, die Euphorie soll nicht gestört werden. Gerade erst hat das Stadtparlament von Oranienburg dem Plan zugestimmt, hier, auf diesen fast 80 Hektar Land, das erste Chinatown Deutschlands zu bauen.

Herr Ren, der Investor aus China, und Herr Kunigam, der Ingenieur aus Deutschland, wollen den alten Flugplatz gleich neben der Bundesstraße 96 in Klein-China verwandeln. In wenigen Jahren sollen hier 2000 Chinesen wohnen, leben, arbeiten, in 7- oder 13-geschossigen Pagoden.

Kunigam bleibt vor einem Büschel Gestrüpp stehen, in dem eine Schnapsflasche liegt. Genau hier, sagt er, werde das Eingangstor stehen, er denkt an ein schwungvolles, wie das Tor des Yuyuan-Gartens von Shanghai, in das er sich einst auf einer Gruppenreise verliebt hat. Er malt mit dem Schuh ein Kreuz in den Schotter. „Hier wird China beginnen.“

Dann holt er einen Plan aus seiner Tasche und faltet ihn auseinander, bis er knattert im Wind. „Rahmenplan China-Areal Oranienburg“ steht drüber, die Gärten sind grün gekennzeichnet, die Plätze gelb, die Pagodenbauten rot.

„Hier vorn wird die Verbotene Stadt stehen, unser Kulturzentrum“, sagt der Ingenieur, er zeigt mit dem Zeigefinger in Richtung Wald. „Und da wird es Pekingopern geben“, sagt Herr Ren.

Er deutet nun hinüber zur Schnellstraße, über die sich zwei Lkw kämpfen und vor der künftig eine Chinesische Mauer die Stadt schützen soll, fünf Meter hoch, im Westen, im Norden und Süden. Die Menschen sollen auf der großen Mauer spazieren können, genau wie in China.

Sie falten den Plan wieder zusammen. Fast drei Jahre hat es gedauert, aber jetzt, da die Stadtverordneten schließlich zugestimmt haben, kann es Wirklichkeit werden. Sie dürfen das Gelände kaufen und sollen einen „vorhabenbezogenen Bebauungsplan“ erarbeiten.

Dafür haben Herr und Frau Ren zusammen mit Stefan Kunigam und dessen Büropartner die Brandenburg-China-Projekt Management GmbH gegründet. Kunigam leitet ein Ingenieurbüro in Frankfurt (Oder). Herr Ren, heißt es, habe gute Beziehungen zur chinesischen Regierung.

Ren trägt an diesem Sommertag ein weißes Leinenoberteil mit aufgestickten chinesischen Schriftzeichen. Er sagt, dass dieses Gelände ideal geeignet sei. „Auch unter Feng-Shui-Gesichtspunkten.“ Dann steckt er sich einen Grashalm ins Ohr.

Sie bleiben vor einem verwitterten Schild stehen, das auf dem Boden liegt und auf dem kyrillische Schriftzeichen stehen. Es ist ein Relikt aus den DDR-Jahren, als die Sowjetarmee hier einen Militärflughafen betrieb. Die Russen, sagt Herr Ren, hätten für ein dunkles Kapitel der deutschen Geschichte gesorgt. Bald aber werde hier das chinesische Kapitel beginnen, und dieses werde ein leuchtendes sein.

Herr Ren redet nicht gern über seine Geschäfte, aber er ist kein Blender, davon hat sich Hans-Joachim Laesicke überzeugt. Laesicke sitzt an seinem Bürgermeisterschreibtisch aus Eiche und sagt, dass er offen sei für China, sehr offen sogar, er sagt: „Da müssen wir offensiv draufzugehen als Stadt Oranienburg.“ Er hat den Leiter seines Planungsamts gebeten, Erkundungen über den Chinesen einzuholen. Der fragte nach in deutsch-chinesischen Wirtschaftskreisen, und was er erfuhr, erleichterte ihn. Herr Ren ist dort bekannt, es heißt, er kenne viele Investoren aus China, er habe eine halbe Milliarde Dollar im Rücken.

Auch die chinesische Botschaft unterstützt das Vorhaben. Es gibt keinen Anlass, an der Ernsthaftigkeit des Projekts zu zweifeln. Das Problem ist ein anderes.

Laesickes Büro liegt im zweiten Stock des Oranienburger Schlosses, eines Pracht-

Ehepaar Ren, Geschäftspartner Kunigam
„Unter Feng-Shui-Gesichtspunkten ideal“

baus, von dem schon Theodor Fontane in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ schwärmte.

Laesicke ist Fontane-Liebhaber, und ebenso leidenschaftlich ist er Bürgermeister. Seit 14 Jahren kämpft er nun schon für seine 41 000 Bürger, aber selbst er konnte nicht verhindern, dass Oranienburg, 35 Kilometer nördlich von Berlin, meist im Schatten des Aufschwungs lag.

Er ist ein gemütlicher Mann, er hat einen Bart wie Kurt Beck und die Körperform von Helmut Kohl. An seiner Bürowand hängt Willy Brandt mit einer Mandoline im Arm und einer Zigarette im Mundwinkel, ein schönes Foto. Wegen Brandt ist Laesicke, der sich die ganze DDR lang geweigert hatte, Parteimitglied zu werden, in die SPD eingetreten. Er sagt, er habe etwas bewegen wollen.

Laesicke hörte viel über die Globalisierung, aber was er hörte, spielte irgendwo da draußen, weit weg, es hatte nichts mit Oranienburg zu tun. Er war schon froh, dass es bei ihm „den Papprollenhersteller Merker“ und „Tiefbau Peter“ gab.

Jetzt aber möchte Hans-Joachim Laesicke ein Stück von der Globalisierung abhaben. Er will nicht jammern über eine Welt, die immer schneller und immer komplizierter wird. Gejammert werde schon genug in Deutschland, sagt er, besonders im Osten. Er möchte Gewinner der Globalisierung werden.

Am 15. Dezember 2005, um 11 Uhr, hatten der Ingenieur Kunigam und das Ehepaar Ren einen Vorstellungstermin bei ihm. Dem Bürgermeister gefiel die Idee mit Chinatown, aber um 13.15 Uhr sollte er mit Ministerpräsident Matthias Platzeck an einer Gedenkfeier für die ermordeten Sinti und Roma teilnehmen. Die Chinesen saßen um seinen Tisch, sie guckten freundlich, und Laesicke dachte: „Wenn ich jetzt gehe, sehe ich die nie wieder.“ Er blieb.

Laesicke war nie in China, aber er hat sich informiert. Er greift nach einem Buch, es heißt „Der China Code. Wie das boomende Reich der Mitte Deutschland verändert“. Auf dem Titel sieht man einen Drachen gefräßig mit der Zunge wedeln, innen wird man aufgefordert, sich schleunigst mit China zu befassen, „sonst werden wir eines Tages von unseren Enkeln zur Rede gestellt werden: Warum habt ihr den Aufstieg Chinas verschlafen?“ Laesicke will nichts verschlafen.

Das chinesische Oranienburg könnte eine Mischung aus Freizeitpark und Naturmuseum werden, es würde gut in eine Welt passen, in der sich die Völker gegenseitig immer öfter kopieren. Überall in China bauen Architekten derzeit alte

MARKUS FELDENKIRCHEN / DER SPIEGEL (O.); IFA-BILDERTEAM (U.)

Vorbild Verbotene Stadt in Peking
Gärten, Plätze, Pagoden

europäische Orte nach. Chinatown Oranienburg wäre die deutsche Gegenoffensive.

Hongbin Ren und sein Büro befinden sich im zweiten Stock eines Betonklotzes im Gewerbegebiet von Berlin-Marzahn. Er steht vor einer Landkarte und tippt auf eine Stadt, die Harbin heißt, sie befindet sich im Nordosten Chinas, in der Nähe von Russland, sie ist seine Heimatstadt.

Vor gut drei Jahren, sagt er, hätten ihn Projekte zum ersten Mal nach Deutschland gebracht. Hier lernte er Zhaohui kennen, die in Stuttgart studiert und Deutsch gelernt hat. Inzwischen ist sie seine Ehefrau und Dolmetscherin.

Herr Ren dreht sich ab von der Chinakarte, läuft über den PVC-Boden und bleibt vor einer Europakarte stehen. Er betrachtet sie wie ein Feldherr.

„Wir haben lange nach dem richtigen Standort für Chinatown gesucht. Bis wir auf Oranienburg gestoßen sind.“ Er zeigt mit dem Finger auf Lübeck.

Es ist Zeit fürs Mittagessen, Ren und seine Frau fahren zu einem Chinarestaurant, das „Mittelpunkt der Erde“ heißt. Am Fenster hängen orangefarbene Lampions, in einer Ecke sitzt ein Rentnerpaar und isst Ente süß-sauer.

„In China isst niemand süß-sauer“, sagt Herr Ren. „Jedenfalls nicht so wie die Deutschen.“ Er freue sich, endlich für ein realistischeres Chinabild in Deutschland sorgen zu können.

Er sei viel durch Europa gereist, sagt Ren. Von den Engländern sei nichts mehr zu erwarten, die seien dem Untergang geweiht. Den Franzosen fehle Disziplin, von den Italienern brauche man gar nicht zu reden. Die Deutschen aber seien fleißig, deshalb sei Deutschland der richtige Ort für sein Projekt. Während Herr Ren Europa erklärt, schnappt er mit der Hand nach Fliegen und freut sich, wenn er eine gefangen hat.

Es gibt offene Fragen. Zum Beispiel, wer die Investoren sind, die die 500 Millionen Euro für das Projekt am Ende bezahlen werden. Ren sagt, dies sei eine Frage der Diskretion. Kein chinesischer Investor werde sich zu erkennen geben, bevor die deutsche Politik nicht garantiere, dass sie das Projekt unterstütze.

Oder woher die vielen Chinesen kommen sollen? Es soll chinesische Restaurants geben, Geschäfte, chinesische Kultur, aber all das ergibt noch kein Chinatown, solange die Chinesen fehlen.

Herr Ren sagt, man solle sich keine Sorgen machen. Notfalls müssten eben der Bürgermeister oder Angela Merkel mit ihren Kollegen aus China über eine Ansiedlung reden. Er glaubt, dass es so funktioniere, aus seiner Heimat ist er es nicht anders gewohnt. In China kann die Politik fast alles verordnen.

Herr Ren wirkt inzwischen genervt. Er mag die vielen Fragen nicht. Er sagt, man solle weniger Fragen stellen und einfach anfangen. Einfach mal machen. Er schnappt sich noch eine Fliege.

GETTY IMAGES

Chinatown in San Francisco: *„In China isst niemand süß-sauer wie die Deutschen“*

Aus Hongbin Ren sprudelt der Glaube, dass alles möglich ist, das Selbstbewusstsein eines Landes, auf das die Welt in einer Mischung aus Angst und Hoffnung starrt, eines Landes mit 1,3 Milliarden Menschen, eines Landes mit Hunger auf Wohlstand.

Die Kellnerin bringt ein Tellerchen, auf dem die Rechnung und Glückskekse liegen. Herr Ren bricht seinen Keks auf und zieht den Zettel mit der Weisheit heraus: „Einen Anfang zu machen ist das Geheimnis zum Weiterkommen.“

Er nickt, als seine Frau den Spruch übersetzt hat.

Am 21. Mai 2007 saßen Herr und Frau Ren auf der Besuchertribüne des Oranienburger Stadtparlaments und sahen den Abgeordneten bei der Diskussion über ihr Projekt zu. Am Ende stimmten 20 für Chinatown und 8 dagegen. Herr Ren war etwas enttäuscht über die Nein-Stimmen, bei ihm zu Hause entscheidet die Politik meistens einstimmig, aber dann erklärte man ihm, dass 20:8 für demokratische Verhältnisse ein prima Ergebnis sei. Und dass man die Argumente der Gegner jetzt dennoch ernst nehmen müsse.

Friedrich Seifert von der CDU sagte an diesem Tag, er habe die Sorge, dass ein Ghetto am Stadtrand entstehen könne, eine chinesische Stadt neben der Stadt. Chinatown sei „ein unkalkulierbares Risiko“. Seifert war einer der acht.

Er sitzt in seinem Garten unter einem Baum, in dessen Krone die Vögel eines der letzten Konzerte des Jahres geben. Seifert trägt kreisrunde Brillengläser, sein Blick ist freundlich, die Stimme sanft.

Sein Leben ist bislang übersichtlich verlaufen. Das Haus, in dem er heute wohnt und als Architekt arbeitet, war früher seine Schule. Wo er als Erstklässler im Unter-

richt saß, steht heute sein Schreibtisch. Er ist Mitglied der Gartenkolonie „Eden“, einer alten Genossenschaft, die sich mit Obst- und Gemüseanbau selbst ernähren wollte. Es war der Versuch, sich mit Hilfe der Natur von der Außenwelt unabhängig zu machen. Es war das Gegenteil von Globalisierung.

Eden existiert noch heute, auch wenn die meisten Mitglieder der Kolonie nur noch in ihrer Freizeit ihre Beete bewirtschaften. Für Seifert ist sie Heimat geblieben und Zufluchtsort. Und jetzt sollen die Chinesen seine Nachbarn werden? „Das Chinatown wäre hier nicht mal ’nen Kilometer weg.“ Er zeigt über den Zaun.

Dann steht er auf und läuft quer durch seinen Garten, läuft vorbei an Beeten, auf denen im Sommer verschiedene Kräuter wachsen und Erdbeeren, Sellerie, Radieschen.

„Man weiß ja gar nicht, mit wem man es da zu tun bekommt.“ Seifert ist nicht fremdenfeindlich, er ist nur im tiefsten Sinne des Wortes heimatverbunden, und er hat ein wenig Angst bekommen, seit die Chinesen durch die Zeitung geistern. Er fürchtet, sich bald in der eigenen Heimat nicht mehr zurechtzufinden.

Mit diesen Ängsten spielt auch die NPD. Eines Tages lag in allen Briefkästen Oranienburgs ein Flugblatt der Rechten: „Heute sind Sie tolerant, morgen fremd im eignen Land!“ lautete die Überschrift. Neben dem Text lugte ein gezeichneter Chinese mit Strichaugen, Hasenzähnen und Reisbauernhütchen um die Ecke. Er sah unheimlich aus, wie ein Geist.

Schon Oranienburgs Lieblingsschriftsteller Theodor Fontane wusste, was „der Chinese“ bei seinen Landsleuten auslösen konnte. Für seinen Roman „Effi Briest“ machte Fontane einen Chinesen zur zentralen Figur, auch wenn dieser gar nicht selbst auftritt. Es gibt ihn nur als Geist, als Sinnbild für das Fremde und Unheimliche. Während er durch den Roman spukt, verbinden sich in ihm sowohl die Ängste als auch die Sehnsüchte Effis.

Schon zu Fontanes Zeiten, Ende des 19. Jahrhunderts, war China jenes Land, das bei den Deutschen die Sehnsucht nach Abenteuer und Exotik beflügelte und zugleich die Ängste vor dem Ungewissen.

Heute verunsichert die Menschen kaum etwas so sehr wie das laute Erwachen Chinas. Sie wissen nicht, wie sie reagieren sollen, ob mit Abschottung, wie Friedrich Seifert, oder wie Bürgermeister Laesicke, der alles, was nach China klingt, als riesige Chance begreift.

Als das Stadtparlament dem Chinatown-Konzept zugestimmt hatte, dachte Herr Ren, dass es nun losgehen könne. Er wollte schon die Bagger bestellen.

In Wahrheit hatte das Parlament nur die Erlaubnis gegeben, mit den Planungen fortzufahren. Es war nur ein erster Schritt. Zwei Wochen nach der Abstimmung bekam er ein Schreiben vom Stadtplanungsamt, drei Seiten, auf denen stand, was jetzt zu tun sei, Herrn Rens Hausaufgaben.

Nun seien die Voraussetzungen geschaffen, „auf Grundlage der Bestimmungen des Baugesetzbuchs (BauGB) mit dem Planverfahren zu beginnen“, las er. Er las Wörter, die er nie gehört hatte, sie hießen „Raumordnungsverfahren“, „ÖPNV-Erschließung“ oder „konkretisierter Bebauungsplanvorentwurf“.

Herr Ren sollte Deutschland erst jetzt richtig kennenlernen. Bislang hatte er in der Bundesrepublik ein Land mit guter Luft, weiten Flächen und fleißigen Menschen gesehen. Jetzt sollte er das unsichtbare Deutschland kennenlernen, das Land der Verordnungen und Paragrafen.

Am nächsten Tag schrieb er eine E-Mail. Er bedankte sich für den „wunderschönen Abend“ und die „freundliche und kräftige Unterstützung“. Er werde jetzt „eine Freundschaftsstadt in China“ suchen. Es folgte noch ein Wunsch: „Wir würden uns sehr freuen, wenn Ihre Frau beim nächsten Treffen auch mitkommen würde. Das würde wohl zu tiefen Verständnissen dienen.“

Die unverbindliche Freundlichkeit des Chinesen empfand man im Rathaus allmählich als störend. Man wunderte sich, dass Herr Ren nie auf das dreiseitige Schreiben eingegangen war.

Dann kommt es im Oranienburger Schloss zu einem wichtigen Treffen. Laesicke hat das Ehepaar Ren zu sich geladen. Das Projekt ist ins Stocken geraten, beide Seiten sind inzwischen enttäuscht voneinander.

CARSTEN KOALL

Chinatown-Gegner Seifert: *Er fürchtet, sich in der Heimat nicht mehr zurechtzufinden*

Er erfuhr, dass es „umweltrelevante Auswirkungen“ zu berücksichtigen gelte, dass man „Zentrenverträglichkeitsgutachten“ benötige und „Lärmverträglichkeitsgutachten“ natürlich auch. Zudem solle er möglichst bald „Planungsbüros für die Erarbeitung des Bauleitplanes“ benennen.

Herr Ren erfuhr, dass 20:8 in einer Demokratie ein prima Ergebnis ist.

Herr Ren bestellte dann doch keine Bagger. Aber er ignorierte auch das Schreiben, lieber lud er den Bürgermeister zu einem Essen ins Restaurant ein, und zwar zu einem „richtigen chinesischen, wo an der Ente noch der Knochen ist“, wie Laesicke später berichtete. Vielleicht hoffte Herr Ren, das Baugesetzbuch mit einer guten Ente umgehen zu können.

Herr Ren, weil ihm der Preis für das Grundstück zu hoch erscheint und weil das Bauen in Deutschland so kompliziert ist. Die Stadt, weil Herr Ren seine Hausaufgaben nicht gemacht hat, nicht mal ein Planungsbüro hat er benannt. Deshalb hat der Bürgermeister an diesem Tag Paul Lösse vom Planungsbüro p4 eingeladen. Er hat sich auch informiert, was bei Gesprächen mit Chinesen wichtig ist. Man müsse Sprachbilder verwenden, sagt er.

Es soll ein klärendes Gespräch werden.

Lösse hat einen Beamer mitgebracht, mit dem er seine Präsentation an die Wand wirft. Auf jeder Seite steht oben „Projekt Chinatown“ und daneben ein chinesisches Schriftzeichen. „Excuse me“, unterbricht Herr Ren den Vortrag nach einer Weile. Er

HOLLANDSE HOOGTE / LAIF

Niederländische Architektur in Shanghai: *Oranienburg wäre die Gegenoffensive*

wirkt genervt. Er verstehe nicht, was der Herr Lösse hier am Tisch zu suchen habe, wofür man überhaupt ein Planungsbüro brauche und diese Präsentation.

„Das Zeichen dort oben, was soll das bedeuten?“

„Ähm, ähem“, stottert Lösse. „Ich habe meine Leute extra nach einem passenden, nun ja, chinesischen Zeichen suchen lassen, ähm, ich dachte, es hieße ‚Erfolg‘.“

„Das ist Unsinn“, sagt Herr Ren. „Dieses Zeichen gibt es bei uns gar nicht.“

Dann stoppt er die Präsentation, er sagt, dass er sich vielleicht melden werde. Jetzt aber wolle er mit dem Bürgermeister und dem Leiter vom Stadtplanungsamt allein reden. Lösse packt seinen Beamer und geht.

Herr Ren sagt, er brauche Klarheit für die Investoren. Wenn es in China solche Projekte gebe, dann sage der Staat klipp und klar, wie er selbst es fördere, dann garantiere er das Gelingen. Er verlange jetzt konkrete Zusagen vom Land Brandenburg und von der Stadt Oranienburg, ob sie das Projekt genehmigen und wie sie dies fördern wollten.

Das sei in Deutschland etwas anders, sagt der Bürgermeister. Außerdem sei das Land vorsichtig, es habe seit der Wende viele Projekte subventioniert, die in den Sand gesetzt wurden. „In Deutschland sagt man, das sind gebrannte Kinder.“

„Verbrannte Kinder“, murmelt Herr Ren. „In China sagt man: Wenn jemand von der Schlange gebissen wurde, hat er Angst vor ihr.“ Aber nur weil man gebissen wurde, dürfe man doch nicht aufhören weiterzuarbeiten. Er rutscht unruhig auf seinem Stuhl. Das Arbeitstempo stimme nicht, es müsse schneller gehen.

„In China wurde neulich ein Projekt in Höhe von 1,7 Milliarden Euro in nur drei Monaten bewilligt“, sagt Herr Ren. „Unser Projekt dauert jetzt schon drei Jahre.“

Das ist der Kern des Konflikts, es ist der Unterschied zwischen einer Entwicklungsdiktatur und einer Demokratie. In China muss man keine Zentrenverträglichkeitsgutachten vorlegen. In der Demokratie sind die Dinge vielleicht mühsamer, sie dauern länger, es gibt viele, die mitreden, es wird Rücksicht genommen, auf Anwohner, auf Einzelhändler, auf Skeptiker wie Herrn Seifert, sogar auf Frösche. Die Demokratie erfordert Geduld, ihre Resultate sind selten gigantisch, aber oft solide. Die Mitsprache der vielen mag die Nerven strapazieren, aber sie schützt vor der Willkür der wenigen.

Die Demokratie nimmt Rücksicht, auf Anwohner, auf Skeptiker, auf Frösche.

Irgendwann hat Herr Ren im Rathaus anfragen lassen, ob er 13-geschossige Pagoden bauen dürfe und wie es mit einem richtigen Hochhaus wäre, er denke da an das höchste Europas. Man hat ihm den Plan dann wieder ausreden können.

Laesicke wirkt verzweifelt, es ist ihm bislang nicht gelungen, seinem Gast Deutschland zu erklären. Es hilft nichts, er braucht jetzt dringend ein Sprachbild.

„Stellen Sie sich vor, wir beide spielen zusammen in einem Orchester. Sie spielen, sagen wir, Flöte, und ich spiele Tuba.“ Herr Ren freut sich, er spielt mit den Fingern Flöte in der Luft.

„Damit wir gemeinsam gute Musik machen, brauchen wir einen Dirigenten“, fährt Laesicke fort. „Und der Dirigent ist in unserem Fall ein Deutscher. Wir müssen nach deutschen Regeln und Gesetzen spielen. Sonst gibt’s keine Musik.“

Laesicke ist stolz auf seinen Vergleich, aber er merkt, dass es nicht viel ändert. Herr Ren lächelt höflich, er sagt immer wieder, dass China und Deutschland hervorragende Partner seien, dass die Zukunft wunderbar werde.

„Ja, dann kommen wir wohl nicht viel weiter heute“, sagt Laesicke. Seine kräftige Stimme wirkt nun kraftlos. Als das Paar gegangen ist, bleibt er mit seinem Amtsleiter zurück.

„Die haben völlig falsche Vorstellungen von der Macht eines Bürgermeisters“, sagt Laesicke. „Ich bin doch kein chinesischer KP-Funktionär.“ „Sicher nicht“, bestätigt sein Amtsleiter. „Das Schwierige bei den Chinesen ist: Du kannst nicht in die hineingucken.“

„Überhaupt nicht“, sagt Laesicke. „Die reden immer freundlich, es ist immer alles prima, und wenn man dann hinterher dasteht wie wir jetzt, fragt man sich: Was haben wir denn konkret gelöst?“

„Nichts“, sagt der Amtsleiter. Genau, sagt der Bürgermeister, „nichts“.

Es ist Winter geworden in Oranienburg, die Euphorie des Sommer ist geschrumpft, die Stadt wartet noch immer auf das Geld und auf den Bebauungsplan.

Es wird nicht so schnell gehen, wie sich beide Seiten es am Anfang gewünscht hatten. Sie wollen noch immer, dass es klappt, das haben sie sich vor zwei Wochen noch einmal im Zimmer des Bürgermeisters versichert, aber es ist viel mühsamer, viel komplizierter, als beide sich das gedacht haben.

Demnächst will Herr Ren nach China fliegen, um mit den Investoren zu reden. Bis Juni, so hofft er, soll alles geklärt sein, dann sollen endlich die Bagger kommen. Er hat schon Kontakt aufgenommen zu einem berühmten Kulturensemble aus China, das dann in Berlin eine Pekingoper aufführen soll. Der Auftritt soll ein Signal werden, dass es endlich losgeht.

Bürgermeister Laesicke möchte gern daran glauben. Aber es fällt ihm nicht mehr so leicht. Er ist sich nicht mehr so sicher, dass Oranienburg Globalisierungsgewinner wird. Zwischendurch überkommen ihn Zweifel.

Vielleicht, sagt der Bürgermeister dann, sind die Chinesen doch ein bisschen zu anders. ◆